

Buch-Essay

MICHAEL B. BUCHHOLZ

Non-»positivistische« Empirie der Konversation – wie die Psychoanalyse dabei ist, endlich wieder Beobachtungswissenschaft zu werden*

Unzufrieden damit, dass über lange Jahre klinische Fallbesprechungen und publizierte Falldarstellungen einen Patienten so darstellten, als wäre kein Behandler mit im Raum; unzufrieden damit, dass Analytiker und Analytikerinnen offensichtlich etwas Hilfreiches und Produktives tun, das jedoch nicht unbedingt in den von ihnen vertretenen Theorien vorkommt; unzufrieden damit, dass so große Unterschiede zwischen den einzelnen Behandlerpersönlichkeiten bestehen und wir nicht wissen, wie sie denken und was genau sie tun – aus solchen und anderen Unzufriedenheiten haben sich weltweit beachtliche und beachtete Initiativen gebildet, diese Mängel mit psychoanalytischen Mitteln zu bearbeiten. Eine Studie stammte von David Tuckett zusammen mit einer Reihe von in der Psychoanalyse bekannten Namen (Tuckett, Basile, Birksted-Breen, Böhm, Denis, Ferro, Hinz, Jemstedt, Mariotti & Schubert 2008); ich habe sie in meinem Psycho-News-Letter 72 vom November 2008 (<http://dgpt.de/fileadmin/download/psychonewsletters/PNL-72.pdf>) ausführlich dargestellt. Tuckett orientierte seine Arbeitsgruppe darauf, nicht zu untersuchen, was mit einem Patienten los sei, und sich dann als »besserer Behandler« zu positionieren (was er die »supervisorische Position« nannte), sondern zu verstehen suchen, wie der jeweilige Behandler denke und welche Überlegungen seine Behandlungsschritte leiten. Diese wichtige Umorientierung geht auf Joseph Slanders einflussreiche Impulse zurück; sie fielen mittlerweile auf fruchtbaren Boden. Zwei andere Versuche sollen hier besprochen werden.

Ebenfalls schon vor einigen Jahren hat sich eine EPF-initiierte Arbeitsgruppe »Working Party on Theoretical Issues« unter der Leitung von Jorge Canestri (2006) zusammengefunden. Deren interessante und beachtliche Arbeitsergebnisse liegen in diesem neueren Buch vor. Sie können verglichen werden mit dem, was die Gruppe um Joachim Danckwardt erarbeiten konnte. Gemeinsam ist beiden Publikationen, dass sie ein wachsendes Interesse daran doku-

* Canestri, Jorge (Hg.): Putting Theory to Work. How Are Theories Actually Used in Practice? London (Karnac) 2011. 224 Seiten, € 28,30.

Danckwardt, Joachim F., Schmithüsen, Gerd & Wegner, Peter: Mikroprozesse psychoanalytischen Arbeitens. Frankfurt/M. (Brandes & Apsel) 2014. 187 Seiten, € 24,90.

mentieren, in Erfahrung zu bringen, wie ein Psychoanalytiker eigentlich in einer Sitzung denkt und, mehr noch, wie er sich äußert. Denken muss das Beobachtete und Gehörte selektieren, es also von dem, was nicht beobachtet wird und nicht beobachtet werden kann, unterscheiden. Die Äußerungen wählen dann noch einmal aus dem Gedachten – und das Hören, wenn es in einem psychoanalytischen Glücksmoment gelingt, versteht auch das, was nicht gesagt, worauf in Erwidern variantenreich angespielt wird. Das gilt nach beiden Seiten hin: vom Therapeuten zum Patienten und umgekehrt. Beide Bücher machen auf bemerkenswerte Weise klar, teils auch gegen die erklärten Absichten der Verfasser, dass »Verstehen« ein Wort ist, das nie aufs Ganze gehen kann; es *muss* manches weglassen. Verstehen muss auswählen. Hier kommt Theorie auf ganz neue Weise ins Spiel; nicht als Abbild, sondern als solche Selektionen beratende Heuristik.

Das allein schon ist eine interessante und relevante Korrektur mancher illusionärer Behauptungen; nie könnte *alles* verstanden werden. Und schon gar nicht in *einem* Augenblick, in einem Zug. Aber es gibt *Now Moments*, die wie ein ins Wasser geworfener Stein sehr weite Wellen schlagen. Um *etwas* zu verstehen, *muss* anderes ausgeblendet werden. Sehen wir im Einzelnen.

Canestri hat eine Arbeitsgruppe von erfahrenen Klinikern versammelt, die hier auch einzelne Beiträge liefern, die sich gegenseitig Fälle präsentieren und diese umfangreich kommentieren. Versucht werden soll, jene unbewussten Theorien zu erkennen, die uns erklären, wie Psychoanalytiker ihre Patienten implizit verstehen. Psychoanalytiker haben mehr über den menschlichen Geist zu sagen, als in Büchern beschrieben wurde, und dieses »something more« soll im Rahmen kollegialer Fallpräsentationen erkennbar werden.

Canestri macht in seiner Einführung unmissverständlich klar, was er als Ausgangslage ansieht: »We believe that there has not been as much diligence in confronting the *reality* of our clinical practice, that is, what it *really is*, and not what we say it is or what we would like it to be« (S. XX). Damit ist wie bei Tuckett eine Verschiebung der Aufmerksamkeit vom Patienten auf den Analytiker eingestellt: welche impliziten, privaten und vorbewussten Theorien werden in der analytischen »Konversation« (Freud) hörbar? Das war, man wird sich erinnern, die Themenstellung, die Joseph Sandler (1983) vor vielen Jahren formuliert hatte. Das Buch knüpft genau daran an. Theorien werden ganz in Freuds Tradition als Metaphern aufgefasst, so bieten sie hinreichende Elastizität. Besonders diesem Gesichtspunkt widmet sich Bohleber in einem einführenden Beitrag. Er hebt, was deutschsprachigen *Psyche*-Lesern vertraut ist, auf die Rolle der Metaphern in Theorien ab, erinnert an Schüleins Darstellung der Psychoanalyse als einer konnotativen Theorie-Bildung und schlägt schließlich ein Vektoren-Modell des vorbewussten theoretischen Denkens vor. Psychoanalytiker nutzen »public theories«, kennen ein »private theoretical thinking« und darüber hinaus den impliziten Gebrauch expliziter Theorien. Sechs Vektoren durchdringen diesen so erzeugten Bedeutungsraum, die hier im Einzelnen nicht dargestellt werden – man erkennt deutlich, wie Sandler einstige Impulse originell aufgegriffen und entwickelt werden. Allerdings

bleibt dies Modell mit den folgenden Darlegungen dann etwas unverbunden, es wird praktisch kaum wieder aufgegriffen.

Die Autoren im Buch haben sich nun – ab dem 2. Kapitel – einem Verfahren gestellt, wonach ein Autor einen Fall ausführlich präsentiert, das Material wird in der Form von Sitzungsprotokollen präsentiert, teils drei Sitzungen hintereinander. Andere Autoren kommentieren diese Darstellungen, teils sehr ausführlich, teils eher in prägnanter Kürze. Angenehm ist die Tonlage; Kommentare von der Art, die Darstellung oder gar die Behandlung sei »nicht psychoanalytisch«, habe ich nicht finden können. Sie wäre ganz unangemessen. Fonagy geht gleichsam mit bestem Beispiel voran und zeigt (S. 33), wie jeder bei solchen Präsentationen den Wunsch hat, Konzepte fremder Schulen zu meiden, sich also nicht der »anxiety of influence« auszusetzen, wie Harold Bloom das einmal nannte. Aber die Wiederkehr des Verdrängten kann nie ganz ausgeschlossen werden, die »alien thoughts« lassen sich eben doch zeigen. Hanly kommt in seinem Kommentar zu Fonagy zu dem Schluss, dass die Frage danach, welche unbewussten Annahmen wiederum in seinem Kommentar stecken, dem Leser werde überlassen bleiben müssen – und so könnte sich das reizvolle Spiel von Kommentar und Meta-Kommentar und Meta-Meta-Kommentar fortsetzen.

Wenn einen nicht das ungute Gefühl dabei beschleichen würde, dass es just das ist, was man irgendwie kennt und was zu der eingangs beschriebenen Unzufriedenheit führt. Das Prinzip der russischen Puppe auf Kommentierungen anzuwenden überschreitet spätestens beim siebstufigen Meta-Kommentar die Verständnisfähigkeiten von uns Menschen – und wenn man zurückblickt durch all die Kommentierungsschichten und -geschichten hindurch, möchte man ja den Wert der Kommentare danach beurteilen, was – um die Worte von Canestri noch einmal aufzugreifen – »it *really* is«. Was war es noch mal, worauf sich der Kommentar bezog? Wie war das »Original«, war der »Originalvorfall«, wie das bei Lorenzer (1974) hieß? Die Tendenz, eine solche Kommentierungsauftürmung mit einer beherrschenden Supervision zu verwechseln, in der der Kommentar v. a. den Behandler belehrt, was er besser hätte tun oder sagen sollen, erkennen alle Kommentierenden klug und, soweit ich sehen kann, sie sind ihr nirgends erlegen. Das ist eine große Leistung!

Dieter Bürgin macht in seinem Kommentar eine kleine Bemerkung, die von Bedeutung ist für ein Thema, dem ich mich nun zuwenden möchte: »In my personal conviction rhythm plays an enormous role in enhancing the analytical process« (S. 94). Das stimmt mit Sicherheit. Aufgeworfen wird die Frage, wie die rhythmische Struktur analytischen Sprechens dokumentiert werden kann, damit nachfolgende Kommentierungen sich darauf beziehen können. Man sieht, welche kraftvollen Dimensionen die Frage, was geschieht »wirklich«, unvermeidlich hat.

Samuel Zysman hatte in seiner Präsentation auf ein verwandtes Problem aufmerksam gemacht, das ich bei anderen weniger erwähnt gefunden habe. Er meint jene Tendenz »to substitute a fully detailed transcription with ›illustrative‹ vignettes or with a sort of personal description made by the analyst

where some selected pieces of true session material are included« (S. 58f.). Diskutiert wird die Tendenz, eine vollumfängliche Transkription zu ersetzen durch »illustrative« Vignetten oder eine Art persönlicher Beschreibung, die immer ausgewählte Stücke eines umfänglichen Materials einer Sitzung herauspicks. Auch hier geht es um »really«. Ich verstehe das so, dass es leichter ist, das Material zu »transformieren« (in Bions Sinne) als tatsächlich zu prüfen, ob der Analytiker mit seiner Vorgehensweise und der ihr zugrunde liegenden impliziten Theorie bestätigt werden kann oder ob die Gedankenführung verworfen werden müsste. Diese Bemerkung hat mir klar gemacht, warum es solche Freude macht, an Arbeitsgruppen teilzunehmen, die nach dem Prinzip der russischen Puppe Kommentare kommentiert und diese wiederum reflektiert oder deutet, oder neue Kommentierungen darauf aufrichtet; man muss sich nicht zu arg mit dem Stichwort »really« herumschlagen und das erhält den Gruppenkonsens. So war jedenfalls schon die Vermutung von David Tuckett (1994), als er sich wunderte, wie viele Arten von »klinischen Fakten« – Bion'sche, Klein'sche, klassische, selbstpsychologische, relationale usw. – wir haben. Die Theorie ertränkt die Fakten, doch am Ende kann jeder die Gruppenleistung verlassen und das schöne Gefühl mitnehmen, sich wenigstens nicht vollkommen im Irrtum befunden zu haben. Das ist immer eine integrative Leistung und hat darin ganz eigene Berechtigung. Der Anregungswert der Gruppendiskussionen wird relevant, aber was ist mit dem Wahrheitswert? Dass es dabei nicht um abgehobene wissenschaftstheoretische Debatten geht, macht Canestri durchgehend klar.

Sein Wörtchen »really« bezieht sich ja nicht nur auf epistemische Fakten, sondern auf gelebte Wirklichkeit einer Patientin oder eines Patienten – und wenn der Bezug dazu verloren ginge, wäre eine ernste Lage entstanden. Denn die erlebte Wirklichkeit ist, wie Wolfgang Loch vor Jahren schon unterschied, nicht nur die draußen, sondern auch die im Behandlungszimmer. Eine Falle tut sich auf, wollte man den Anregungswert allein gelten lassen: Entweder bleibt es letztlich beliebig, welche Auffassung gilt; oder aber es ist immer der Andere (der Therapeut im Besitz einer umfangreichen Theorie), der weiß, was die/der Eine (Patient) erlebt und empfindet. Zwischen diesen extremen Polen muss hindurch manövriert werden, will man nicht das ganze Unternehmen gefährden. Das Dilemma kann man auch so formulieren: Entweder man wäre – auf dem Pol angeregter Beliebigkeit – nicht im Kontakt mit dem wirklichen Erleben seines Patienten, oder man ist am anderen Pol einer nicht irritierbaren Theorie – diese ertränkt zwar nicht die Fakten, aber ließe den Patienten in seiner Individualität gleichsam verschwinden, denn sie weiß ja schon alles. Wo käme das Neue her, ohne das wir als Analytiker nach Freuds Jungtim-Formel nicht dazulernen? Die Individualität eines Patienten, die Art der Atmosphäre in der Sitzung, die Besonderheiten der Verständigung würden dort unsichtbar, wo die Theorie schon »alles« wüsste. Das plane Dilemma zwischen Kontaktlosigkeit und allwissender Theorie, so wird nun erlösend erkennbar, wird durch »really« trianguliert. Darin liegt der Sinn, über den Anregungswert hinauszugehen und zu Wahrheitswerten vorzustoßen zu versu-

chen. Deswegen ist das Wörtchen »really« von so immenser Bedeutung, gerade nicht wegen »positivistischer Faktenhuberei«! Ein Patient, der sich nur als »Fall von ...« behandelt sähe, müsste sich schon immer verfehlt vorkommen, die Therapie könnte nicht leisten, was sie ansonsten vermag. Etwas von dem Wissen um diese allgemeine Problematik durchzieht alle Beiträge, aber systematisch ist dieser Gesichtspunkt nicht entwickelt.

Ich gebe eine Stimme vom Pol der allwissenden Theorie wieder. Den Patienten wahrnehmen, so betont Paul Denis in seinem Kommentar zu Samuel Zysman, folge der Lehre von Marion Milner »perceiving is creating«. Und der spezifische Akt dieser Wahrnehmung wird als »psychoanalytic perception« (S. 77) ausgeschrieben – mehr erfahren wir dazu nicht. Dafür geht Denis in eine Richtung, die mich den Kopf schütteln lässt:

»In a way that is obviously too simple, we can compare our theories to an optical device that enables us to perceive the innermost core of the latent content of the patient's discourse. This perspective highlights the instrumental character of the theory, as a mode of perception. The link between the psychic sensations we experience in the session and our theory gives rise to psychoanalytic perception« (S. 77).

Die Theorie, so steht da ganz eindeutig, erhelle die Wahrnehmung; das sei der instrumentelle Charakter der Theorie. Die Beifügung, dass das offensichtlich zu einfach sei, glaube ich nicht recht; da steht zu vieles von gewaltigem Gewicht: Man könne zur Wahrnehmung des innersten Kerns des latenten Inhalts des Diskurses eines Patienten gelangen!¹ Ist das die Klärung des jahrhundertelangen Streits um die sog. Intransparenz des Fremdpsychischen? Haben wir tatsächlich so eine Theorie, die uns erlaubt, wie Meister Rocco dem Fidelio »ins Herz« zu blicken, sei es das der Finsternis oder sei es das aus Gold? Müsste einem vor einer solchen Theorie als »optical device« – nicht angst und bange werden? Lebt hier die Vorstellung vom durchdringenden Röntgenblick insgeheim wieder auf?

¹ Eine ähnliche Position vertreten Gattig & Danckwardt in ihrem Beitrag zu dem anderen hier besprochenen Buch (S. 15): »Der Analytiker ist hilfreich damit beraten, dass die in ihm evozierten Gefühle, Vorstellungen und Einfälle Material des Patienten sind, ebenso wie dessen Gefühle, Vorstellungen und Einfälle. In diesem Sinne kann man sogar sagen, die Empfindungen des Analytikers sind Einfälle seines Patienten.« Einen Absatz vorher haben die Autoren Spillius zitiert, die genau davor gewarnt hatte, denn »dies geschieht auf Kosten des unmittelbaren Kontakts zum Material des Patienten« (Spillius, hier zitiert nach Gattig & Danckwardt). Warum diese Warnung zitiert, aber nichts daraus gemacht wird, erschließt sich mir nicht so recht. Vergewegenwärtigt man sich die Position von Bollas (2006) hierzu, der die ausschließliche Zentrierung auf Übertragung und Gegenübertragung als Widerstand gegen die freie Assoziation aufgefasst sieht, dann wird klar, wie mächtig theoriegeladen solche Auffassungen sind – und wie konträr! Heißt, man kommt um die Frage nach dem »really« nicht herum.

Das wäre die moralische Reaktion. Die erkenntnistheoretische Problematik ist viel ernster. Tatsächlich hatte Siegfried Bernfeld schon früher auf das Problem der »Beobachtung« aufmerksam gemacht (Bernfeld 1941) und die Behandlungstechnik als ein Instrument beschrieben »of getting at the secrets by removing obstacles, internal or external. This theory does no more than articulate every-day life experiences« (S. 249). Dann lesen wir weiter:

»In using the technique of removal of obstacles to communication the psychoanalyst gets knowledge of facts which are not all available to observation without that knowledge. The pattern of secret-confession does not occur if you do not actively produce it; the secrets confessed would have been permanently withheld from the psychologist had he not removed the obstacles to communication. Thus this technique is equivalent to the use of a new observation instrument« (S. 303).

Bernfelds entscheidender Hinweis lautet, dass Geheimnisse nicht preisgegeben werden ohne aktiven Beitrag des Analytikers; er produziert dies Muster! Die Geheimnisse werden *nicht* ermittelt in Bernfelds Sicht durch eine instrumentelle Theorie, die im Verbund mit Gegenübertragung und Gehörtem den innersten Kern der Latenz des Patienten »wahrnehmen = kreieren« könne. Sondern die Geheimnisse erscheinen auf einem anderen Territorium: auf dem des Gesprächs. Sie müssen mitgeteilt werden! Und die therapeutischen Praktiken, die einen Patienten ermutigen, seine Geheimnisse mitzuteilen, die Schaffung der Atmosphäre dafür – all das erscheint ebenfalls auf dem Territorium des Gesprächs. Natürlich nicht der Worte allein, aber dennoch nirgends sonst. Dann, und nur dann, könnte man davon sprechen, dass die Theorie der Technik tatsächlich ein Instrument ist, das archäologische Grabungsarbeiten zu leisten imstande sei. Durch kein optisches Instrument jedoch ist die Intransparenz des fremden Psychischen zu überwinden.² Nur Konversation allein vermag das Vertrauen zu schaffen, die Sicherheit zu gewährleisten, die humorvolle Aufnahme oder die moralische Entlastung in Aussicht zu stellen, damit ein Patient das wagt. *Wie* das tatsächlich geschieht, wäre Voraussetzung dafür, »the psychoanalyst's practice in its own merits« zu begreifen, wie andere gefordert hatten (Jiménez 2009).

Das Projekt von Canestri, einer qualitativen Methodik zugeordnet (S. 158), hat insofern klare Ergebnisse erbracht. In seinen Worten: »analysts do not do what they say (and believe) they do« (S. 157). Canestri ist auf eine sympathische Weise rigoros und methodisch gleichsam brutal. Man kann es einfach nicht anders formulieren. Die Theorie ist ein wichtiges Instrument; aber was

² So die Conclusio eines informativen Aufsatzes von Wendelin Reich (2010); die »eine« Lösung, die er nach kundiger Durchsicht der Ansätze von Habermas, Luhmann und vielen anderen erkennt, heißt: Konversation. Welches sind die Gesprächsumstände, die es einem Menschen möglich machen, seine Geheimnisse erleichternd mitzuteilen? Das wäre »healing conversation«, als die Neville Symington (2006) die Psychoanalyse bezeichnet hat.

genau sie leistet, wie sie gehandhabt werden muss, was davon wann zum Zuge kommt, bleibt als wichtigste, doch offene Frage erkannt; Bohleber hat Antworten vorgeschlagen. Die Erkenntnis kann nicht hoch genug veranschlagt, sie muss sehr ernst genommen werden!

Eine solche Erkenntnis vom offenen Wert der Theorie(n) ist übrigens weit weniger »gefährlich«, als manche vermuten könnten. Andere Autoren (Bergmann, Dausendschön-Gay & Oberzaucher 2014) befassen sich mit den Arten, wie in anderen Professionen ein »Fall« konstruiert wird – etwa in Justiz oder Chirurgie – und welche Praktiken der Absicherung dabei zum Zuge kommen und welche Paradoxien zu bewältigen sind. Das ist deshalb besonders interessant, weil psychoanalytische Fallarbeit dann damit vergleichbar wird und sich aus solchem Vergleich Interessantes ergibt. Wenn man eines daraus lernen kann, ist es das, dass die Idee, Theorie könne in menschlichen Beziehungen *angewendet* werden, vollkommen aufgegeben werden muss. Ein Fall, das ist vielmehr eine beschreibbare soziale Praxis in institutionellen und anderen Kontexten und abhängig von verschiedenen Personen, und erst, wenn der Fall »definiert« ist, hat die Theorie eine gewisse Chance. Aber dann sind wichtige andere soziale Prozesse schon gelaufen, die einfach auf dem theoretischen Bildschirm nicht mehr oder nur verzerrt erscheinen. Innerhalb der Psychoanalyse gab es einzelne Stimmen (Searles 1987; Ogden 2007), die darauf hinwiesen, dass gerade bei schwer gestörten Menschen keineswegs immer der Patient der »Fall« ist, sondern oft genug der Analytiker erst lernen muss, wie sehr er ein schwieriger Fall für seinen Patienten ist, der ihn zu behandeln, nämlich in die richtige emotionale Position zu manövrieren versucht. Wer oder was der Fall ist, ist kein erkenntnistheoretisches Thema allein!

Diese ernstesten Probleme brennen Psychoanalytikern auf den Nägeln. Die Frage, was »ein Fall« eigentlich ist, ist gleichsam das Grundproblem, wenn man sich daran macht, die »clinical facts« der Psychoanalyse zu erkunden, wie es Tuckett angeregt hatte.

Folgerichtig also, wenn auch andere sich dem Thema, was Psychoanalytiker tun, widmen. Der Titel *Mikroprozesse* lässt nun erwarten, dass hier genau diejenigen Details aufgeklärt werden, auf die Canestri mit seiner Arbeitsgruppe so nachhaltig als Desiderat hingewiesen hat. Worum es in diesem Forschungsprojekt geht, beschreiben Gattig & Danckwardt (S. 16) so:

»Es ging uns dabei darum, genauer zu verstehen, wie sich unter den Bedingungen verschiedener Settings die Struktur der Annäherungsprozesse an die psychische Realität eines Patienten darstellt. Leitgedanke ist dabei, dass analytische Interventionen sich nicht – zumindest nicht allein – aus dem klinisch-theoretischen Wissen des Analytikers herleiten lassen; sie erfolgen auch nicht – oder sollten es jedenfalls nicht – allein als Reaktion auf einen Enactmentdruck, also als Reaktionsbildung und Folge einer unreflektiert bleibenden Gegenübertragung. Sie sind vielmehr Ausdruck eines systematisch hergestellten, intersubjektiven Austauschprozesses, der reflektiert werden kann und muss. An ihm sind Analytiker und Patient durch jeweils

eigene Prozesse beteiligt, die aber durch die gemeinsame Arbeit in ein ›Drittes‹, in eine neue, eigene Struktur des weiteren Verlaufs transformiert werden.«

Um diesen Zielen näherzukommen, bildet das Kernstück des Buches das Protokoll einer Gruppe von bis zu 50 Teilnehmern. Sie arbeitet jeweils – ähnlich wie bei Canestri – an einem Protokollmaterial. Es gibt also ein Fallprotokoll und dann eine Dokumentation der Gruppenarbeit.

Das Prinzip ist etwas anders als bei Canestri und seinen Teilnehmern; es soll nur just so viel aus einer Stunde berichtet werden bis zur ersten Intervention des Analytikers. Die wird vorläufig nicht mitgeteilt, die Gruppe arbeitet mit dem, was der Patient gesagt hat, und erst am Ende macht die Falleinbringerin ihren Kommentar und teilt ihre Intervention mit, wodurch eine nächste Runde eröffnet wird. Die dann umfänglicher präsentierte Stunde wird von der Gruppe wiederum in einer nachfolgenden Sitzung reflektiert. Sehen wir diesen Vorgang etwas genauer an.

Eine ihren Fall einbringende Analytikerin berichtet von einer vierstündigen Behandlung mit einer 26-jährigen Patientin, die die Stunde damit beginnt, dass sie nach kurzem Schweigen sagt: »Ich hab schon wieder so komische Sachen geträumt.« Dann schweigt die Patientin Die Therapeutin sagt: »Und dann kommt meine Intervention« (S. 63). Die bleibt verschwiegen, sehr lange, die Gruppe arbeitet mit dem einen Satz der Patientin vom »komischen Geträumt-haben«. Das Wort »Mikroprozess« bekommt ungewollt eine kleine ironische Nebenbedeutung; es ist schon sehr, sehr »mikro«, was da nun einer Resonanz durch eine Gruppe ausgesetzt wird. Gerd Schmithüsen betitelt seinen entsprechenden Beitrag dazu mit den Worten: »Untersuchung einer Psychoanalyse mit vier Wochenstunden – Frau Y« – das geht irritierend nun in die ganz andere Richtung. Nein, es wird nicht eine »Psychoanalyse mit vier Wochenstunden« untersucht. An dieses »Makro« der Untersuchung einer Psychoanalyse mit vier Wochenstunden, an diese gewaltige Aufgabe haben sich bisher nur sehr wenige Forschergruppen getraut. Schmithüsen analysiert auch nicht die vierstündige Analyse, sondern die Resonanz einer Gruppe von analytischen Kolleginnen und Kollegen auf das kleine Snippet der ersten Mitteilung, »schon wieder so komische Sachen geträumt« zu haben. Mehr Material gibt es zunächst nicht. Schmithüsen nennt vorweg fünf »metatheoretische Aspekte«,

»die sich zugleich nach Meinung der Autoren als wichtige Elemente prozessorientierten psychoanalytischen Arbeitens herausgestellt haben. Das sind der psychoanalytische Prozess, das Synchronisieren, die Selbstwirksamkeit, die positive und die negative therapeutische Reaktion und die rekombinierende pathologische Selbstorganisation« (S. 63).

Ich gehe an dieser Stelle nicht auf den Gruppenprozess ein, weil man den in seiner Umfänglichkeit nachlesen sollte. Ich reagiere irritiert über den theoretischen Bezugsrahmen, der mit den fünf metatheoretischen Aspekten ausgewiesen wird.

In der von allen drei Autoren gemeinsam verfassten Einleitung las man noch von der etwas anderen Zahl von nur vier »gefundenen neuen Prozess-elementen« (S. 7); es sind dieselben, aber der psychoanalytische Prozess war da nicht erwähnt. Da wir über die Rolle der Metapher in der Theorie mittlerweile einiges gelernt haben, frage ich, ob man solche Konzepte »finden« kann. Das scheint mir nicht nur eine nachlässige Beschreibung, sondern wirft ein ernstes Thema auf. Das trifft hier v. a. weil eines der fünf bzw. vier Konzepte, »Selbstwirksamkeit«, interessanterweise von einem Verhaltenstherapeuten, nämlich Albert Bandura in den 1970er Jahren beschrieben, beforscht und zu einem menschlichen Grundmotiv erklärt worden ist. Diese Quelle wird nicht genannt. Es geht nicht um Lektürefleiß, sondern darum, dass man nicht so tun kann, als sei Selbstwirksamkeit *im Material* gefunden worden! »Selbstwirksamkeit« ist ein schon lange in der psychotherapeutischen Welt befindliches Konzept, möglicherweise »nebenbei« gehört. Solche Übernahmen sollten, auch der Fairness halber, deklariert werden. Auch bei anderen Konzepten fällt es schwer zu glauben, dass sie »gefunden« worden seien; die negative therapeutische Reaktion gibt es schon bei Freud, über den psychoanalytischen Prozess gibt es eine Fülle an Forschung, und wie man den »finden« kann, wird nicht klar.

Das Wörtchen »finden« erweist sich als so »pretty tricky« wie eben schon »really«. Analytiker haben natürlich Ideen vom psychoanalytischen Prozess. Aber sie sind sehr unterschiedlich. Welche ist hier gemeint? Es wäre gut, wenn zwischen dem, was in einer Konversation an Feinheiten beobachtet werden kann und also von den Beteiligten aufgegriffen wird, und dem, wie es konzeptualisiert wird, genauer unterschieden würde; das ist Tucketts Mahnung seit 1994. Ein Wort wie »psychoanalytischer Prozess« gehört zu den Konzepten, aber es wird hier so behandelt, als gehöre es zu den Ereignissen einer Welt, die man »finden« könnte.

Ich will ein Beispiel erwähnen: Auf S. 68 ist die Rede davon, dass »die unbewusste Verbindung der Gruppe zum unbewussten Prozess nach wie vor gegeben« sei. Worte wie »psychoanalytischer Prozess« sind sehr umfassende, sehr vieles übergreifende Konzepte – kann man mit denen eine unbewusste Verbindung haben? Wie sähe das aus? Wenn da etwas abreißen würde, wäre das nicht sozusagen klinischer Normalfall, der Aktivitäten erfordert, damit eine solche Verbindung wieder herzustellen gelänge – aber würden wir sagen, dass ein solcher Abriss und die reparierende Aktivität *nicht* zum psychoanalytischen Prozess gehört? Was ist mit solchen Wendungen ausgesagt, was soll man sich vorstellen?

Die Darstellung dessen vermisste ich etwas in dem Buch, trotz der breiten Wiedergabe der audio-aufgezeichneten Gruppenreflexion über den kleinen Satz der Patientin und der dann anschließenden weiteren nächsten Gruppensitzung.

Die Dokumentation des Gruppenprozesses ist tatsächlich sehr theoriegeladen. Er arbeitet mit dem Snippet und wird auf eine Weise dargeboten, die ich nicht recht nachvollziehen kann. Die Analytikerin wird abgekürzt als »A«,

drei Moderatoren als »M« und 50 Teilnehmer werden alle einheitlich als »T« wiedergegeben. Die Patientin, selbstverständlich nur symbolisch anwesend, ist mit »Y« bezeichnet. Beim Lesen irritiert, dass mit der Bezeichnung T automatisch alle Teilnehmer zusammen genannt werden, als spräche die Gruppe mit *einem* Mund. Wie könnte man erkennen, dass vielleicht von den 50 nur drei bis vier gesprochen haben? Oder auch nur zehn? Dass zwei Sprecher etwas zueinander gesagt haben und nicht derselbe mit sich selbst gesprochen hat? Auf S. 105 etwa spricht der Moderator M fünfmal hintereinander – hat er Pausen gemacht? Nur kleine von weniger als drei Sekunden? Oder waren sie lang? Gab es ein langes Schweigen? Jeder weiß, Schweigepausen machen sehr viel für eine Atmosphäre, aber wir erfahren es nicht. Mikroprozesse werden hier jedenfalls, leider, nicht untersucht.

Man sieht, die Art der Dokumentation macht schon sehr, sehr viel; immerhin gab es in der Psychoanalyse eine Auseinandersetzung darum, ob man eine Gruppe – zumal von dieser Größe – als »Einheit« auffassen kann oder ob man nicht vielmehr von einer besonderen Konstellation bzw. »Matrix« von individuellen Beiträgern aussehen muss. Dass hier eine *theoretische* Entscheidung zugunsten der ersten »Einheits«-Auffassung schon in der Materialpräsentation gefallen ist, wird invisibilisiert.

In der dann folgenden Darstellung eines Erstinterviews mit Frau Z bei der Analytikerin A durch Peter Wegner erfährt man klinisch nahegehende Dinge. Auch hier hat die Darstellung vor einer Gruppe stattgefunden, die mit ihren Resonanzen reagiert. Just dafür würde man sich als Leser nun interessieren! Aber es gibt nur Zusammenfassungen des Gruppenprozesses und das ist sehr schade. Denn die Zusammenfassungen umfassen jeweils etwa ein bis drei Seiten – das kann nicht ein vollständiger Gruppenprozess sein! Also muss vieles weggefiltert worden sein, man fragt sich: unter welchen Gesichtspunkten? Andere haben schon darauf hingewiesen, dass sog. Protokolle, die ein Analytiker am Abend nach einem langen Praxistag schreibt, natürlich ihre ganz eigenen Produktionsbedingungen haben (Kächele & Pfäfflin 2009), v. a. Müdigkeit. Aber eben auch einen systematischen Selektionseffekt, der mit unserem Gedächtnis und seinen Schwächen zusammenhängt und mit dem, was wir nicht erinnern, weil wir es nicht einmal beobachten konnten; viele kleine Partikel, viele Worte, die verloren sind. Doch sie sind es, die den Prozess ausmachen.

Man kann es nur begrüßen, wenn psychoanalytische Arbeitsgruppen sich die Last einer solchen Bearbeitung zumuten. Dafür gebührt Beiträgern und Herausgebern großer Dank – und das gilt trotz meiner Kritiken hier uneingeschränkt. Leichter machen könnte man es sich, wenn man nicht jedes Mal das Rad neu erfinden wollte. Es gibt Arbeitsgruppen außerhalb, aber auch in der psychoanalytischen Welt, die hilfreiche Praktiken für das Transkribieren gefunden haben; es gibt wertvolle Entdeckungen zu Prozessmerkmalen, die nur so, eben durch Detailanalysen, beschrieben werden konnten (Peräkylä et al. 2008; Boston Change Process Study Group 2007). Die Grundunterscheidung zwischen (Gedächtnis-)Protokoll und Transkript (nach einer Audio-Aufnahme) allerdings muss klar sein und akzeptiert werden. Gedächtnisprotokolle kön-

nen nicht auf die gleiche Weise behandelt werden wie audiographierte Transkripte.

Eine abschließende Reflexion sei mir gestattet, mit der ich über die angesprochenen methodischen Probleme einen Schritt hinausgehen möchte.

Die Bewahrung des Originalschatzes psychoanalytischen Könnens ohne eine schon immer zu stark theoretisch zentrierte Überarbeitung wird dringliche Aufgabe. Spätere Generationen könnten daran einmal erkennen, wie feingliedrig und genau der Prozess entfaltet wurde, wie sensibel vernommen und wie originell gesprochen wurde, was eine gute Deutung von Geplapper unterscheidet und wie interessiert gute psychoanalytische Praktiker waren, ihr eigenes Tun genau zu verstehen. Einen solchen Schatz anzulegen wird in einer digitalisierten Welt dringlich, die glauben machen will, Psychotherapie halte standardisierbare »Interventionen« für vorformulierte »Probleme« bereit. Ich stelle mir optimistisch vor, dass einst manche gerne einmal lesend vergegenwärtigen möchten, was schon gekonnt wurde – und *wie* es gemacht wurde. Ich teile hier die Sorge, die Lidz (1991) vor Jahren zu Recht artikuliert hatte: dass mit der generellen Orientierung an einer biologischen Psychiatrie die entwickelten kunstvollen Kompetenzen in der psychotherapeutischen Behandlung der schweren Krankheitsbilder wieder verloren gehen werden. Die pessimistische Seite daran ist, dass nächste Generationen es lesen müssen, weil es vielleicht niemanden mehr gibt, der es ihnen in Meister-Schüler-Verhältnissen noch nahebringen könnte. Die Sicherung der »clinical facts«, die Tuckett so dringlich angemahnt hatte, hat somit nicht nur eine empirisch-epistemische, nicht nur eine klinische Dimension des nachvollziehenden Verstehens, sie hat auch eine intergenerationale Dimension. Sie muss als Beitrag zum Archiv des kulturellen Gedächtnisses vermehrt betrieben werden. Dass mit beiden Büchern dazu Beiträge geliefert werden, ist unbedingt zu begrüßen und wird das Archiv bereichern.

Gegenpol meines Pessimismus ist, dass beide Bücher in bemerkenswerter Weise dokumentieren, dass die Psychoanalyse (in einigen ihrer Vertreter) sich allmählich wieder darauf besinnt, Beobachtungswissenschaft (Lepper 2009) zu sein – mit der non-»positivistischen« Empirie des Gesprächs als ihren »facts« –, und dass sie die Aufgabe für das kulturelle Gedächtnis anerkennt, von dem sie selbst einflussreicher Teil ist.

Kontakt: Prof. Dr. phil. Michael B. Buchholz, International Psychoanalytic University, Stromstr. 3, 10555 Berlin.

E-Mail: michael.buchholz@ipu-berlin.de

LITERATUR

- Bergmann, J.R., Dausendschön-Gay, U. & Oberzaucher, F. (Hg.) (2014): »Der Fall«. Studien zur epistemischen Praxis professionellen Handelns. Bielefeld (transcript).
 Bernfeld, S. (1941): The facts of observation in psychoanalysis. *J Psychology* 12, 289–305.
 Bollas, C. (2006): Übertragungsdeutung als ein Widerstand gegen die freie Assoziation. *Psyche – Z Psychoanal* 60, 932–947.

- Boston Change Process Study Group (2007): The foundational level of psychodynamic meaning: Implicit process in relation to conflict, defense and the dynamic unconscious. *Int J Psychoanal* 88, 843–860.
- Canestri, J. (Hg.) (2006): *Psychoanalysis: From Practice to Theory*. New York NY (Wiley).
- Jiménez, J.P. (2009): Das Erfassen der Praxis des Psychoanalytikers gemäß ihrem eigenen Wert. *Psyche – Z Psychoanal* 63 (Suppl.), 25–50.
- Kächele, H. & Pfäfflin, F. (Hg.) (2009): *Behandlungsberichte und Therapiegeschichten. Wie Therapeuten und Patienten über Psychotherapie schreiben*. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- Lepper, G. (2009): The pragmatics of therapeutic interaction: An empirical study. *Int J Psychoanal* 90, 1075–1094.
- Lidz, T. (1991): Die Regression der Psychiatrie. Übers. G. Reich u. M.B. Buchholz. *Psycho-sozial* 14 (48), 67–80.
- Lorenzer, A. (1974). *Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Ogden, T.H. (2007): Reading Harold Searles. *Int J Psychoanal* 88, 353–369.
- Peräkylä, A., Antaki, C., Vehviläinen, S. & Leudar, I. (Hg.) (2008): *Conversation Analysis and Psychotherapy: Psychotherapy in Practice*. Cambridge, New York (Cambridge University Press).
- Reich, W. (2010): Three problems of intersubjectivity – and one solution. *Sociological Theory* 28, 40–63.
- Sandler, J. (1983): Die Beziehungen zwischen psychoanalytischen Konzepten und psychoanalytischer Praxis. *Psyche – Z Psychoanal* 37, 577–595.
- Searles, H.F. (1987): *My Work With Borderline Patients*. Northvale NJ (Aronson).
- Symington, N. (2006): *A Healing Conversation: How Healing Happens*. London, New York (Karnac).
- Tuckett, D. (1994): The conceptualisation and communication of clinical facts in psychoanalysis: Foreword. *Int J Psychoanal* 75, 865–870.
- , Basile, R., Birksted-Breen, D., Böhm, T., Denis, P., Ferro, A., Hinz, H., Jemstedt, A., Mariotti, P. & Schubert, J. (2008): *Psychoanalysis Comparable and Incomparable. The Evolution of a Method to Describe and Compare Psychoanalytic Approaches*. London, New York (Routledge).